

Nr. 208 Bromberg, 16. September 1939

Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.

(16. Fortsetzung.)

Es ist Nacht. Traude Wiederschwing sitzt in ihrem Zimmer und schreibt an Herbert Tillian. Nun sie sich zu einem Entschluß durchgekämpft hat, will sie alles in Ordnung bringen. Den Brief wird sie jedoch erst am Tag vor der Hochzeit absenden. Sie will Herbert vor die vollendete Tatsache stellen, will vermeiden, daß er etwa herfahren und versuchen könnte, sie umzustimmen.

Sie schreibt ruhig und sachlich, sie nimmt alle Schuld auf sich, sie verheimlicht, wie schwer sie gerungen hat, wie treu ihr Herz an ihm hängt, sie will ihm nicht mehr weh tun, als sie ohnehin muß. Sie bittet nicht um seine Freundschaft, sie bittet nur, er möge sie nicht verachten. Sie sagt ihm, daß er in seiner Kunst Trost und Befreiung finden werde, — aber daß sie in allem Überfluß eine Bettlerin sein wird, daß ihr gar nichts übrig bleibt als die Erinnerung an die Gottestrunkenheit jener Tage der Schaffensglut und Liebe, das verschweigt sie.

Manchmal muß sie innehalten und das Gesicht in die Bettkissen drücken, damit niemand das bitterliche Weinen vernehme. Aber unerbittlich, schonungslos gegen sich selbst, vollendet sie den Brief, und als er geschlossen und mit der Anschrift versehen vor ihr liegt, da ist ihr zumute, als habe sie sich selbst das Grab geschaufelt und alles Lichte und Frohe ihres Lebens hineingesenkt, ihre Jugend, ihre Freude, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Ehre — und ein totes Herz . . .

Es wird spät, aber der Erlöser Schlaf bleibt ihr fern. Und wenn sie auch schliefe, ihre Schande bliebe wach, die ist in der weißen Hülle beurkundet, die vor ihr liegt. So empfindet sie's.

Reglos sitzt sie und starrt auf den Umschlag, der den gefalteten Bogen enthält, der bestimmt ist, dem liebsten Menschen, den sie besitzt, den größten Schmerz zuzufügen.

Morgen wird sie zu Tonandinel gehen. Ihr graut. Verzweiflung überfällt sie. Wie schuldlos im Kerker an Ketten geschmiedet, kommt sie sich vor. Sie zerrt daran, aber sie sind unzerreißbar. Morgen wird das Urteil ergehen . . .

Sie hört einen Riegel klirren, tritt ans Fenster des vorspringenden Turmzimmers. Schräg unter ihr fällt ein Lichtschein ins nächtliche Dunkel. Er kommt aus der Schlafstube ihres Vaters.

Eine seltsame Unruhe erfaßt sie. Was hält ihn so spät noch wach! Warum hat er das Fenster zugemacht? Jetzt im Sommer, obgleich er gewohnt ist, bis in den Spätherbst hinein bei offenem Fenster zu schlafen!

Auf leisen Sohlen hastet die Traude über die Treppe in den ersten Stock hinab, zum Zimmer des Vaters. Durch einen Spalt unter der Schwelle dringt ein gelber Schimmer. Sie lauscht. Drinnen ist alles ruhig. Sie drückt behutsam die Klinke nieder, öffnet geräuschlos die unverschlossene Tür.

Mit dem Rücken ihr zugekehrt, sitzt der Vater und schreibt. Eine Pistole liegt neben ihm auf dem Tisch.

Mit zwei, drei Schritten ist sie bei ihm, greift nach der Waffe, schleudert sie durch die splitternden Scheiben in die Nacht hinaus. Dann umschließt sie ihn fest mit beiden Armen.

Sie ist furchtbar aufgeregt, aber in ihrer Stimme klingt Güte und Mitleid und überströmende Liebe: „Vater, was willst du uns antun? Du änderst damit nichts, machst mir's nur noch schwerer! Du mußt bei uns bleiben, ihr alle müßt im Marhof beisammenbleiben, dann kann ich's leicht ertragen. Und wenn du uns verläßt, müßte ich's trotzdem tun, aber das Weiterleben wäre eine Qual. — Vater, Vater, wenn du mich ein bißchen lieb hast, darfst du nicht von uns geh'n!"

Übermenschliches wird der unschuldigen Dulderin auferlegt, und mit übermenschlicher Kraft hält sie sich aufrecht. Sie nickt ihm zu und es gelingt ihr beinahe so etwas wie ein Lächeln.

Er gibt keine Antwort, er blickt sie nur an — starr, — verständnislos. — — — Dann neigt er sich langsam zur Seite, und den zupackenden Händen der Tochter entgleitend, rollt er zu Boden. — — —

Dr. Krust sitzt am Lager des Freundes. Die Hündin Luppa liegt zu seinen Füßen. Ludwig Wiederschwing atmet ruhiger, das Rasseln hört auf, er öffnet die Augen. Sie sind trüb, aber etwas Stillvergnügtes ist in ihrem Blick. Er lächelt mit schiefem Mund. „Krust", spricht er. „Den Sepp von der Einöde hab' ich aber hingelegt! Es ist halt doch noch ein Kern in mir!"

Der Freund, geharnischter Vorposten wider den lauernden Sensenmann, versteht sofort. Der eiserne Lude glaubt nach seinem ersten Anfall unter der Kaiserburg im grünen Himmelreich erwacht zu sein. Da ist also eine Gedächtnislücke entstanden, ein ganzes Jahr ausgelöscht. Ein bißchen kindisch ist er auch, doch das kann sich alles geben, wenn das Blut im Gehirn wieder aufgesaugt wird. Und vielleicht ist es jetzt besser so und ein gnädiges Geschick will den Marhofer vor weiteren Gemütserschütterungen bewahren.

Der getreue Eckart des Hauses faßt einen hochherzigen Entschluß. Er weiß ja, was kommen wird. Die Andeutungen Tonandinels und der Traude haben ihm manches verraten. Und dann hat er auf dem Tisch einen Zettel gefunden, gelesen und der Traude gegeben: „Mein stolzes Mädel! Mein armes hochgemutes Kind! Du sollst nicht leiden und unglücklich werden um meinetwillen. Du willst dich für mich opfern, aber ich kann dich nicht unglücklich sehen. Ich will . . ."

„Weißt du was, Lude", sagt er. „Wir zwei alten Knaben gehören zwar nicht ganz ins alte Eisen, aber wir haben beide ein Leck abbekommen und ein Ausflicken nötig. Ich will mir's vierzehn Tage bequem machen, fischen und faulenzen. Nächste Woche fahre ich zum Weißensee, fahr mit! Die Ruhe wird uns beiden guttun, zu zweit ist's

unterhaltsamer, und ich kann ein bissel auf dich aufpassen."

Ludwig Wiederschwing nickt. „Der Seewirt hat mich schon ein paarmal eingeladen. Er hat brave Böcke im Revier, und die Liesel, das schwarze Teufele von der untern Alm . . . „Da komm' ich halt nachts zum Dirndl dorthin, das Fensterl war offen und husch war ich drin"", summt er undeutlich und schläft wieder ein.

Mit einem wehmütigen Lächeln betrachtet Dr. Krust den Freund. Mein Gott, was ihm da durch den Kopf geht, hat sich vor reichlich fünfzehn Jahren zugetragen! „Armer Lude", denkt er, „mit dem gelähmten Arm wirst du vorläufig keinen Bock schießen, und mit dem andern hat sich's bei dir ausgetan . . ."

Droben hat die Traude die Botschaft ihres Vaters in die Lade gelegt, wo sie die Briefe Herberts und die Erinnerungen an ihre Mädchenzeit aufbewahrt. Und wieder ist ihr, als schließe sie ein Grab. Jetzt liegt sie angezogen auf ihrem Bett, von einem bleiernen Schlaf der Erschöpfung umfangen.

Das Opfer.

Traude Wiederschwing geht zu Erminio Tonandinel. In einem dunklen Kleid, blaß, langsamen Schrittes schreitet sie durch die vom Hagelwetter verwüsteten Fluren zur Stadt hinab. Die Schlossen sind zerschmolzen, die Ödnis ist geblieben. Gebrochene Äste, zerdroschener Klee, vielfach geknickte Halme, ein wirres Durcheinander von wertlosem Stroh. Pflugscharen brechen den mißhandelten Boden von neuem auf. Darüber ist ein strahlend blauer Himmel ausgespannt, hohe weiße Wolken schweben. Bis in die fernste Ferne aufgeschlossen, leuchtet das Villacher Becken so herzaufriegelnd traut und schön, als seien Unglück, Leid, Not und Tod für immer von der Erde verbannt.

Teilnahmslos geht die Traude. All das und der Gegensatz zwischen der festlich prangenden Landschaft und den zerstampften Feldern kann ihr nichts mehr sagen. Sie hat ja ihr Herz heute nacht ins Grab gelegt.

Und dann sitzt sie dem Conte in seinem Arbeitszimmer gegenüber. Er ist diesmal sichtlich aufgeregt, seine Hände zittern leicht. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, sieht er der Entscheidung entgegen.

Sie achtet nicht darauf. Die Hände im Schoß, weiß wie Marmor und ebenso kalt, sitzt sie und spricht mit einer Stimme, die ist nicht laut und nicht leise, nicht hart und nicht weich, nicht froh und nicht traurig: „Das Schicksal hat für Sie gearbeitet. Der Hagel hat uns die Ernte vernichtet, mein Vater hat einen neuerlichen Schlaganfall erlitten. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Herz einem andern gehört, daß ich ihn nie vergessen werde und daß ich Sie nicht lieben kann. Wenn Sie mich trotzdem zur Frau nehmen wollen, so werde ich meine Pflicht erfüllen, mehr nicht. Ich werde mit Ihnen leben, aber Ihnen gehören werde ich nicht. Ich werde Ihrem Haushalt vorstehen, aber Leid und Freud' vermag ich nicht mit Ihnen zu teilen. Ich kann mich nicht mehr freuen und habe soviel gelitten, daß das Gefühl für Schmerzen in mir abgetötet ist. Ich bin am Leben, aber richtig zu leben vermag ich nicht mehr. Ich habe um meiner Familie willen dem eigenen Glück entsagt, und wer das Glück nicht in sich hat, kann nicht glücklich machen. Wenn Sie die Meinen vor Not bewahren, werde ich Ihnen dankbar sein, aber wirklich vergelten kann ich es Ihnen nicht. Ich kann mich höchstens bemühen, Ihnen ein behagliches Heim zu schaffen, aber ich fürchte, es wird wenig Sonne haben. Ich bin ganz aufrichtig, denn Sie müssen wissen, was Sie von mir zu erwarten haben, wenn Sie trotzdem auf Ihrem Wunsch bestehen." In ihr Geschick ergeben, sitzt sie reglos und blickt aus milden Augen ins Leere. Die Trauer umschließt sie wie ein undurchdringlicher Panzer.

Tonandinel aber hört aus den herzzerreißenden Worten nur das eine heraus: daß sie bereit ist, die Seine zu werden. Eine feine Röte überzieht sein stolzes Gesicht, Freude strahlt aus den dunklen Augen. Wie nur irgendein Junger erhebt er sich, geht auf sie zu, faßt ihre Schultern mit beiden Händen. „Schon das wenige, was Sie mir in Aussicht stellen, macht mich glücklich, und ich weiß, daß Sie mich noch viel reicher beschenken werden. Und soweit es an mir liegt, sollen Sie es nie bereuen, die Meine geworden zu sein. — Traude, darf ich dich also als meine Braut begrüßen?"

Er neigt sich über sie. Angst ersteht in ihren Augen. Jetzt wird er sie küssen. Aber als seine Lippen nur, beinahe feierlich, ihre Stirn berühren, atmet sie auf und dankt ihm heimlich für seine Rücksicht.

Das Glück verjüngt ihn geradezu. Jubel schwingt in seiner Stimme: „Traude! Meine Traude! Noch heute halte ich um deine Hand an!"

Sie schüttelt den Kopf. „Das darf nicht sein, und deswegen habe ich Ihnen auch nicht geschrieben, sondern bin selbst gekommen. Der Vater will die Heirat nicht und darf nicht noch mehr aufgeregt werden. Ich habe alles mit Doktor Krust besprochen, er fährt mit ihm zum Weißensee. In der Zwischenzeit soll die Trauung sein, und danach eine lange Hochzeitsreise. Wenn sich der Vater von dem letzten Anfall erholt hat, wird er sich mit der fertigen Tatsache abfinden. Er ist in Lebensgefahr — wir müssen uns danach richten."

Wenn sich Tonandinel verletzt fühlt, daß Ludwig Wiederschwing lieber zugrunde gehen, als dem Gegner etwas verdanken will, so zeigt er es nicht. Er schließt den Stahlschrank auf, nimmt einen Ring heraus, steckt ihn der Traude an den Finger. „So nimm vorläufig dies als Zeichen unserer Verlobung. Es ist betrüblich, zu hören, daß es deinem Vater nicht gut geht. Eine Versöhnung hätte mich gefreut. Aber wir wollen das Beste hoffen, und mit der Nachricht, daß unsere Trauung rasch erfolgen soll, hast du mir die allergrößte Freude gemacht. In" — er überlegt eine Weile — „zehn Tagen kann alles in Ordnung sein, die Papiere, die Vertretung, die Jacht. Ich depeschiere sofort nach Venedig, daß sie für die Hochzeitsreise gerüstet werden soll. Wir werden ganz allein sein, das Schiff gehört uns Brüdern Tonandinel und fährt dich, wohin und solange du willst."

Ihre Augen werden starr. Daß er vermögend ist, hat sie gewußt — aber dies? „Ich bin arm", sagt sie tonlos. „Mehr als die Ausstattung bringe ich nicht mit, und auch die war für einen anderen bestimmt."

„Sprich nicht davon", bittet er herzlich. „Ich bleibe ewig in deiner Schuld. Und wenn ich dir Schmerz zugefügt habe, weil alles, was ich besitze, ohne dich für mich keinen Wert mehr hat, so will ich versuchen, dich dafür und für deine Barmherzigkeit hundertfach zu entschädigen."

„Barmherzigkeit?" erwidert sie mit zuckendem Mund. „Ein anderer wird mich grausam nennen — oder selbstsüchtig — oder käuflich . . . Ich muß es hinnehmen. Bin ich gut oder bin ich schlecht? Tue ich recht oder unrecht? Ich weiß es nicht. Ich lebe nicht mehr, ich werde gelebt."

Sie steht auf, streicht sich über die Stirn. „Aber unrecht von mir ist es, Ihnen das zu sagen, was ich mit mir allein abzumachen habe. Es wird nicht mehr geschehen." Und von Stund' an ist nie mehr ein Wort der Klage über ihre Lippen gekommen.

Er will eine prunkvolle Hochzeit rüsten, und sie bittet ihn, es nicht zu tun. In aller Stille will sie getraut werden und danach sofort abreisen. Es ist nicht nach seinem Sinn, er hätte gern aller Welt sein Glück gezeigt; aber er fügt sich. Auch nach Hause soll er sie nicht begleiten, und als sie sein enttäuschtes Gesicht sieht, gebraucht sie zum erstenmal das Du, dem sie bisher ausgewichen ist. „Du mußt mich verstehen, es ist der Leute wegen. Sie reden gern allerlei, und ich will nicht, daß dem Vater etwas zugetragen werde. Hab noch die paar Tage Geduld, ich muß mich ja auch erst hineinfinden, und alles soll recht werden." Da neigt er sich über ihre Hand und küßt sie. Seine Augen glänzen. — — —

Ludwig Wiederschwing erfährt von den Vorfällen nichts. Körperlich erholt er sich allmählich wieder, aber mit der Geistestätigkeit klappt es noch nicht recht, das Gedächtnis hat nachgelassen, Erinnerungsbilder fließen durcheinander, freundliche herrschen vor. Er freut sich auf die Sommerfrische und schmiedet allerhand Pläne.

„Der Marhof hat schon gröbere Wetter überdauert", spricht er, bevor er in den Wagen steigt, zum Jörg. „Wir werden eben dieses Jahr mehr Heidensterz und Erdäpfel essen." Und die Traude blickt er nachdenklich an: „Wenn

mir nur einfallen wollte, was mir von dir geträumt hat! Etwas gutes war's nicht. Und gut siehst du auch nicht aus. Am liebsten möchte ich dich mitnehmen, am See würdest du wieder frisch und braun werden."

Die Traude versucht zu lächeln. „Mir fehlt nichts, Vater — und der Marhof braucht mich."

Grübelnd nickt er vor sich hin: „Ja, ja, er braucht dich . . ."

(Fortsetzung folgt.)

1000 Kilometer Luft

Von Dr. H. J. Flechtner.

Die Untersuchung der atmosphärischen Luft ist nicht nur eine Aufgabe des Meteorologen, der aus den Bewegungen, den elektrischen und magnetischen Verhältnissen, aus Druckerscheinungen usw. die Entstehung des Wetters verstehen will, sie ist Untersuchungsgebiet für eine Anzahl anderer Wissenschaften. So ist besonders in den letzten Jahren die Physiologie interessiert an der Erforschung der Luftverhältnisse, an der Erforschung der Einwirkung großer Höhen auf den menschlichen Organismus, wobei der verminderte Luftdruck und vor allem der Sauerstoffmangel eine bedeutende Rolle spielen. So ist, ebenfalls in neuester Zeit, die Rundfunktechnik an den elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre interessiert, vor allem aber Flugtechnik und Segelflugtechnik verlangen eine sehr genaue Kenntnis des physikalischen Verhaltens der Luft. Alle diese Sonderforschungen aber beruhen letztlich auf den beiden Grundfragen: nach der chemischen Zusammensetzung der Luft und nach ihrem allgemeinen physikalischen Verhalten.

Die chemische Untersuchung lehrt, daß die Luft kein einheitlicher Stoff, sondern ein Gemisch ist. Wir atmen Luft, und wir wissen, daß Luft für jeden Verbrennungsvorgang die entscheidende Rolle spielt — so könnten wir vermuten, daß der Sauerstoff, also der bei diesen Vorgängen wirksame Anteil, auch die Hauptmenge in diesem Gemisch darstellt. Das stimmt aber nicht, nur ein Fünftel der Luft besteht aus Sauerstoff. Einen anderen, sehr vorherrschenden Bestandteil wird — so können wir weiter verumuten — das Kohlendioxyd, die Kohlensäure, bilden: atmen doch alle Pflanzen Kohlensäure ein und bilden daraus unter Mitwirkung des Blattgrüns die organischen Stoffe, die dann den Tieren zur Nahrung dienen. Aber Kohlensäure ist nur zu 0,03 v. H. in der Luft vorhanden. Den Hauptanteil, fast vier Fünftel, stellt vielmehr der Stickstoff dar — und diese Tatsache gibt dem deutschen Verfahren zur Ammoniaksynthese aus Luftstickstoff und Wasserstoff eine so gewaltige Bedeutung: den unbrauchbaren freien Luftstickstoff in die für Pflanzen nötige gebundene Form überzuführen.

Außer den drei genannten Gasen finden sich noch einige andere in geringen Mengen vor, so die „Edelgase", von denen Helium und Neon die bekanntesten sind, und Wasserstoff. Alle diese Gase aber haben verschiedene Dichten, d. h.: die einen sind schwerer, die anderen leichter als das Luftgemisch. Es läßt sich also denken, daß mit wachsender Höhe über dem Erdboden das Luftgemisch sich ändern wird, daß allmählich die leichteren Gase vorherrschen werden.

Wir wissen nun aber, daß die Luft selbst deutlich getrennte Schichten zeigt, die Troposphäre, die Zone der eigentlichen Witterungsvorgänge, die unmittelbar vom Erdboden aufsteigend bis etwa 10 Kilometer Höhe reicht — und darüber die Stratosphäre, in die einige bemannte Ballons in den letzten Jahren kühn vorgestoßen sind. Darüber aber schichtet sich dann die sogenannte Jonosphäre, die besonders durch ihre elektrischen Zustände charakterisiert werden kann.

Das normale Denken wird, wie gesagt, erwarten, daß eine einfache, durchgehende Schichtung in der Lufthülle der Erde besteht, so daß die schwereren Gase unten liegen und die leichten oben. Schließlich müßte also von einer bestimmten Höhe ab nur Wasserstoff, das leichteste aller Gase, vorhanden sein. Aber es zeigt sich schon bei diesen Fragen, wie schwierig es ist, die Verhältnisse in der Lufthülle der Erde wirklich zu durchschauen: so zahlreich sind die einwirkenden Faktoren. Das Licht der Sonne, die Temperaturwechsel der Tag- und Nachtfolge wie der Jahreszeiten, die elektrischen und magnetischen Einflüsse der Sonne, die Störungen, als deren Ausdruck wir die Sonnenflecken kennen, und vieles andere wirken auf die Zusammensetzung der Luft ein — und das Ergebnis entspricht dann in keiner Weise mehr dem erwarteten.

Zunächst ist es richtig, daß mit steigender Höhe eine langsame Entmischung der Luft eintritt. Dr. R. Penndorf vom Geophysikalischen Institut der Universität Leipzig hat in der „Umschau" einen Überblick über unser heutiges Wissen von der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft gegeben, und er kommt dabei zu folgenden Ergebnissen:

Bis zur Höhe von 16 Kilometer, also ungefähr der Höhe, die Piccard auf seinem zweiten Stratosphärenfluge erreicht hat, ist die Zusammensetzung der Luft im allgemeinen konstant. Dann beginnt die Entmischung: Sauerstoff tritt stark zurück, Helium, das leichter als Luft ist, nimmt im Verhältnis zu. Die Temperatur ist in der Stratosphäre ziemlich gleichmäßig, wenigstens nicht solchen Wechseln unterworfen wie in der darunterliegenden Schicht, ja zwischen dreißig und fünfzig Kilometer Höhe nimmt die Temperatur sogar wieder zu. Diese Faktoren erleichtern eine Entmischung der Luft.

Über die Grenze von dreißig bis vierzig Kilometer hinaus können wir aber nun keine direkten Beobachtungen mehr machen. Der Stuttgarter Physiker Regener ist mit seinen unbemannten Ballons bis in dieses Grenzgebiet gekommen und hat von dort Luftproben gewinnnen können. Für höhere Schichten mußten andere Erforschungsmethoden gewonnen werden.

Eine Hilfe bot die Natur in der Erscheinung der Nordlichter, die entweder in rund 600 bis 1200 Kilometer Höhe oder — die sogenannten dunklen Nordlichter — in 100 bis 120 Kilometer Höhe auftreten. Ihre spektroskopische Untersuchung zeigte nun das merkwürdige Ergebnis, daß in diesen Höhen noch Sauerstoff und Stickstoff vorkommen. Man kann also mit Dr. Penndorf sagen, daß — großzügig gesehen — sich die Zusammensetzung der Luft bis 1000 Kilometer Höhe nicht entscheidend ändert, daß vielmehr bis in diese gewaltigen Höhen das Gemisch der Gase immer noch so ist, daß es als Luft bezeichnet werden kann. Innerhalb dieser eine Million Meter dicken Schicht scheiden sich nun deutlich zwei Schichten aus: die eine, zwischen 16 und 50 Kilometer liegend, in der eine Entmischung stattfindet, und später, über 250 Kilometer Höhe eine zweite, in der wiederum das Luftgemisch entmischt wird. Dazwischen aber liegt eine Schicht neuer Durchmischung, so daß tatsächlich im ganzen gesehen bis zu 1000 Kilometer Höhe die Luft vor allem aus Stickstoff und an zweiter Stelle aus Sauerstoff besteht, während die anderen Gase nur Beimengungen von wechselndem Gehalt darstellen.

Gedanken

von Max Kemmerich †.

Dem zuletzt erschienenen Buche „Unter der Lupe", Zeitgemäße Betrachtungen (Verlag Albert Langen, München) entnehmen wir folgende Proben des bekannten **Forschers** und **Kulturhistorikers Max Kemmerich**:

Als Kinder glauben wir überhaupt nicht an den Tod. Der mag für andere bestimmt sein, für uns nicht. Dann wünschen wir uns wenigstens ein möglichst langes Leben. In einem gewissen Alter aber nichts als ein sanftes Ende.

*

Wie es überaus schwer ist, jemanden für dumm zu halten, der uns bewundert, so sind wir versucht, ein Buch nur insofern zu loben, als es unsere eigenen Gedanken bestätigt.

*

So dumm der Neid ist, weil er die Lebensfreude stört, und so unsittlich, weil er statt zu eigener Tüchtigkeit anzuregen, die des andern herabmindern will, so wertvoll ist er für den Beneideten. Denn er zwingt ihn in dieser Welt voll Feinden zur höchsten Anspannung seiner Kräfte.

Des Geistes Strandgut.

Von Hans Heinrich Ehrler.

Gern halte ich bei den Straßenantiquaren. Deren Stände sind wie kleine Segelzeltboote, aus der geistigen Welt angeschwemmt in den Ecken und Winkeln der Stadt. Um Groschen kann sich einer die Taschen mit Merkwürdigkeiten aus den Mumiengräbern der Literatur vollstopfen. In den Häusern dieser Stadt muß es noch Spinde und Truhen geben aus einem halben, dreiviertel Jahrhundert, aus dem Zeitalter der Spindler und Marlitt, welche nun plötzlich jemand entdeckt hat, ihren Inhalt auf diese Tische leerend, neben nun auch schon veraltete, doch immer noch drohende Revolutionsschriften von 1919. Hier findet man, was die Leute lesen, welche einmal als Schatz ein Buch sich kaufen können, es aber in plötzlicher Not wieder hergeben müssen, entdeckt, was ein einsamer Liebhaber der Wissenschaft oder Dichtkunst in seiner Kammer auf einem Schaft nebeneinander sammelte, bis er eines Morgens tot daneben im Bett lag. Profitliche Hände trugen die in jedem Betracht teuren Bücher, jäh entwertet, so lieblos hinaus wie den Sarg. Nun wird gleichsam das Wesen ihres Inhabers in Stücke zerteilt hinweggegeben. „Joseph Andreas Dillinger" steht in den Einbänden so sorgfältig zierhaft eingezeichnet, als hätte der Schreiber dem niedergeschriebenen Namen noch einmal nachgedacht, jede Inschrift an ganz gleicher Stelle, ein Insiegel kostbaren Besitzes. Nachbarlich den Märchen Clemens Brentanos steckt ein erotischer Schundroman. Wenn Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, mit dastände . . . Und sieh, welche Verwandtschaft Staub und Buch miteinander eingehen, die Zeichen der vergänglichen Zeit und des (immerhin) Zeitlosen! Eine kleine Wolke bläht sich beim Aufschlagen der Seiten in der daseienden Sonne, Moder reizt und riecht, dann aber lesen die Augen Worte, welche gerade vor ihnen geworden zu sein schienen, noch niemals gesprochen, nun geboren; unter Stockflecken kommen sie vor wie aufgehende Blumen; ihr Duft, ihre Luft, ihr Garten, ihre Menschen sind mitgekommen. Ja, vielleicht sind die Reime der Poeten doch von deren Genien, den todbefreiten, gemacht? Studenten und zitterhändige Männer suchen in den Vorräten umher. Besorgt nach ihrem Geldbesitz wägend, legen sie sich mit Fingerspitzen das Ausgewählte zusammen. Andere, magere, dürftig gekleidete, wie hergewehte Gestalten lesen lange stehend in einem Buch. Sie sind in dem Buch. Zöge man es vor ihren Augen langsam weg, zöge man ihr Gesicht mit, so weit man wollte. Das sind gleichsam die Suppenbettler der Literatur. Wer ehrt sie? Vielleicht sind es verhinderte große Dichter. Von einem sagt mir der Trödler, er sei jeden Tag da und könne nie etwas kaufen. Eben liest der Gast Immermanns Werke, zwischenhinein setzt er sich auf eine Bücherkiste und krümelt sich etwas aus der Tasche in den Mund. Wenn der Fremdling fort ist, darf der arme Liebhaber Immermanns Werke behalten und mit heimnehmen, vielleicht nur in eine Schlafstelle, wo ihm während der Lektüre das Licht vom Mietsherrn ausgeknipst wird . . .

Das Arbeitsjubiläum.

Skizze von Erich Kaila.

Lukas kann ein Jubiläum feiern: vierzig Jahre Zugehörigkeit zum Werk. Er will nicht, daß ein Ereignis daraus gemacht wird. Er schimpft am Morgen laut über Trina, nur weil sie gesagt hat: „Nun ist es also soweit, Lukas . . ."

Lukas wacht argwöhnisch, daß sich die Frau wie jeden Tag benimmt. Er riecht mißtrauisch am Kaffee; denn er will nicht, daß die Frau zur Feier des Tages einen besseren Kaffee als sonst kocht; er nimmt auch die zusammengelegten Brotscheiben auseinander, ehe er davon ißt. Hätte die Frau mehr Butter verstrichen als sonst, Lukas würde das Frühstück wortlos hingelegt haben. Du mußt mich nicht für dumm halten! hätte das ausdrücken sollen.

Dann ist Lukas im Werk. Die Räder der Drehbank laufen an. Metallspäne schimmern weiß; wie gestern ist es, wie es immer gewesen ist, die vierzig Jahre hindurch.

Na! denkt Lukas, daß sie mir nicht die Armee ausreißen mit Beglückwünschen, kann mir nur recht sein. Aber zu vergessen brauchten sie mich nicht. Es sind doch immerhin vierzig Jahre, die ich hier bin; die bleiben, so und auch anders gerechnet, in jedem Fall vierzig Jahre. Die sind beinahe ich. Wenn ich die vierzig Jahre von mir abziehe, dann bleibt nur noch der Siebzehnjährige übrig, der sich eines Montag morgens beim Werkpförtner das erstemal die Kontrollmarke geholt hat. Ist es denn in meinem Fall viel anders als in der Geschichte, die ich irgendwann und irgendwo gelesen habe, die Geschichte meine ich, die von einem Bau handelt, in den Lebendiges eingemauert wurde, damit er Bestand hatte? Ich glaube nicht, daß es sehr viel anders ist. Die vierzig Jahre von mir sind eingemauert in dieses Werk, und deshalb hätte man den heutigen Tag, und was er für mich ist, nicht übersehen dürfen.

Sie hatten den Lukas nicht vergessen.

In der Werkspause, in der Kantine unten, kamen sie heran. „Lukas!" sagten sie. Sehr viel mehr wußten sie nicht. Alles, was sie hatten sagen wollen und nicht konnten, weil die Schwere ihres Tagwerks ihre Sprache schwer gemacht hatte, teilten sie mit einem Händedruck dem Lukas mit.

Sie schenkten ihm eine goldene Uhr mit Sprungdeckel. „Die ist von uns!" sagten sie stolz und warteten, was er sagen und wie er sich benehmen würde. Die warten wie Trina, mußte Lukas denken. Wenn Trina mir am Geburtstag ein Geschenk hingelegt, wartet sie genau so: die Arme ineinandergetastet, und um die Mundwinkeln wartet ein Lächeln, bereit mitzuhalten, wenn ich dann lache.

Da lachte Lukas, weil er sich freute, und damit die anderen ihr Lachen loswurden. „Das hätte es aber wirklich nicht gebraucht!" sagte er; und meinte die Uhr.

Der Betriebsführer kam. „Wir machen es kurz", sagte er, „das Offizielle holen wir beim nächsten Kameradschaftsabend nach." Dann hielt er aber doch so etwas wie eine Rede, und alle meinten, es sei eine sehr schöne Rede gewesen; richtig feierlich, sagten sie.

Das Ende war, daß dem Lukas für einen morgen beginnenden Urlaub eine Karte zur Teilnahme an einer Reise mit KdF nach Italien ausgehändigt wurde.

Als Lukas wieder an der Drehbank stand, zog er einmal verstohlen die neue Uhr aus der Tasche, ließ den Deckel aufspringen und sagte zu einem Unsichtbaren: „Es ist genau drei Uhr, Signore!" Dann wischte er sich über die Stirn, denn es war unmenschlich heiß in dem Neapel seiner Vorstellung.

Nach Feierabend verließ er das Werk. Er wird der Trina daheim umständlich vom Verlaufe des Tages berichten.

Und übermorgen wird er nach Italien fahren, und eines Tages wird er wieder hier sein, und dann wird er den Rest seiner Arbeitsjahre in das Werk einmauern. Denn es ist in seinem, deinem und meinem Falle nicht anders als in der Geschichte, die er und du und ich irgendwann und irgendwo einmal gelesen haben, die Geschichte von dem Bau meine ich wieder, in den das Leben eingemauert werden muß, die Jahre des Lukas, die deinen und die meinen, damit der Bau Bestand hat.



Lustige Ecke



Lieber schlafen als schwatzen.

Der im Jahre 1923 als Hochschullehrer gestorbene Physiker Wilhelm Konrad Roentgen, der Entdecker der nach ihm benannten Roentgen- oder X-Strahlen (1895) bemerkte während einer Vorlesung, daß die Studenten nicht auf seine Worte achteten, ja, daß sich sogar einige von ihnen laut miteinander unterhielten, und er tat den klassischen Ausspruch:

„Wenn die Herren, die miteinander reden, ebenso wenig Geräusch machten wie die Herren, die schlafen, so wäre das den Herren, die zuhören, sicher sehr angenehm!"

Kommissarische Leitung: Dr. Karl Hans Fuchs
Chef vom Dienst: Marian Hepke
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dr. Karl Hans Fuchs
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Edmund Przygodzki, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: A. Dittmann, Bromberg